

Aus:

BARBARA SCHÜTZE

Neo-Essentialismus in der Gender-Debatte

Transsexualismus als Schattendiskurs
pädagogischer Geschlechterforschung

April 2010, 272 Seiten, kart., 27,80 €, ISBN 978-3-8376-1276-9

Der Gender-Begriff hat in der Pädagogik Karriere gemacht – und gleichzeitig dazu beigetragen, an der Normalität der Zweigeschlechtlichkeit festzuhalten. Auch hier sind also Geschlechtergrenzgänger/-innen normalisierenden Maßnahmen unterworfen worden, die Gewissheit über das eindeutige Geschlecht fordern.

Dieser Band reflektiert den Zusammenhang von Natur und Kultur anhand des pädagogischen und medizinischen Diskurses zu Transsexualismus und rekonstruiert die Verstrickung der Pädagogik im heteronormativen Denken. Eine bildungstheoretische Kritik am Umgang mit Geschlechtsidentität.

Barbara Schütze (Dr. phil.) war wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Allgemeine Pädagogik und Berufspädagogik der Technischen Universität Darmstadt und ist jetzt Lehrkraft im Vorbereitungsdienst für berufliche Schulen.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/ts1276/ts1276.php

INHALT

Einleitung	7
1. Gender als Gravitationszentrum pädagogischer Geschlechterdiskurse	23
Gender als kritische Kategorie	25
Streit um Gender	30
Gender als Biologismuskritik	34
Gender als Affirmation der Zwei-Geschlechter-Ordnung	38
Heteronormative Pädagogik	49
Vergessene Subjekte	57
Vergessene Geschichte	72
2. Transformationsprozesse heteronormativer Ordnung: Bedingungen der Entstehung von Gender	83
Die Jorgensen-Story	84
Ursachensuche	86
Bestimmungsversuche	94
Brüchige Fundamente	97
Die wissenschaftliche Konstruktion der Transsexualität	104
Die Entstehung von Gender	107
Streitlinien: Rätselhafte Körper und kranke Seelen	109
Zwischenspiel: John Moneys sozio-morphologischer Determinismus	114
3. Gender als Normalisierung	119
Der Fall „Joan/John“	120
Gemachte Ordnung	120
Die Behandlung	124
Gender Role	130
Core Gender Identity	143
Gender im Spannungsfeld von Allgemeinem und Besonderem	148

Die Bestimmung von Gender im Typisierungsprozess des Transsexuellen	153
Die Sexualität der Geschlechtsidentität	158
Gender als Technologie	169
Die Entmündigung des Subjekts	191
4. Bildung als Kritik der Eingeschlechtlichkeit	211
Heteronormative Melancholie	212
Trauerarbeit als Verlustbewältigung	227
Die Erfahrung veränderter Erfahrung	236
Überlegungen zu einem bildungstheoretisch qualifizierten Umgang mit Gender	243
Literaturverzeichnis	255

EINLEITUNG

Kritik mit Gender – Kritik an Gender

Praktiken der Vergeschlechtlichung sichtbar zu machen und ihre Beteiligung an gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen nachzuweisen, kennzeichnet die Anliegen einer in sich heterogenen pädagogischen Geschlechterforschung. Zurückgewiesen wird dabei die Gleichsetzung von Geschlecht mit Natur. Mit dem Gender-Begriff wird auf die gesellschaftliche Vermitteltheit vermeintlich unmittelbarer Naturzusammenhänge aufmerksam gemacht, um sich der naturalistischen Lesart von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen zu widersetzen, welche kennzeichnend gewesen ist für die moderne Geschlechtscharakterlehre. Was als hinzunehmender Ausdruck roher Naturgewalt aufgefasst worden ist, wird in den Bereich gesellschaftlicher und individueller Verantwortlichkeit gestellt. Angesichts der Allgegenwärtigkeit geschlechtlicher Markierungen in den Selbst- und Weltverständnissen der Subjekte der Moderne ist damit ein Kritikprojekt eröffnet, dessen Grenzen längst nicht absehbar sind und bei dem der Gender-Begriff selbst zu einer kritischen Kategorie wird.

Nicht erstaunlich ist daher, dass die pädagogische Geschlechterforschung in der BRD Gender während der letzten drei Jahrzehnte einen zentralen Platz zugewiesen hat. Der jeweiligen theoretischen, empirischen und methodischen Verortung entsprechend, haben sich unterschiedliche Formen der Thematisierung und Problematisierung von Geschlechterverhältnissen und Geschlechtsidentitäten herauskristallisiert. Ob nun eher explorativ-spekulativ oder deskriptiv, gemeinsam ist ihnen die Überschreitung bislang tradierter Verständnisformen. Hatte sich die Pädagogik lange damit begnügt, *Geschlecht als Tatsache* in pädagogisch

relevanter Weise zu berücksichtigen, so wird nun das pädagogische Wissen über die Beschaffenheit von Geschlecht selbst fragwürdig und mit diesem auch der Subjektbezug der Pädagogik. Was aus Menschen im Rahmen von Lern- und Bildungsprozessen werden kann und werden soll, schien qua Geschlechtszugehörigkeit immer schon ausgemacht. Auch die feministische Pädagogik reproduzierte diese Perspektive, insofern im Rahmen der Auseinandersetzungen um Gleichheit und/oder Differenz vor allem über den richtigen Umgang mit der Geschlechtsdifferenz gestritten, ihre Gegebenheit also selbst nicht hinterfragte wurde (vgl. Borst 2003). Mit dem identitätskritischen Gebrauch des Gender-Begriffs werden Komplementierung, Komparativbildung und Monismus, die gängigen Formen, innerhalb derer die Pädagogik Geschlecht und Geschlechterdifferenz abbildet, in einem grundsätzlichen Sinn als Beiträge zur deren gesellschaftlicher Konstruktion gelesen. Statt von zwei wesentlich unterschiedenen Geschlechtern auszugehen, richtet sich der Fokus auf die Frage nach der Beteiligung von Erziehung und Bildung bei der *Hervorbringung von Geschlecht*. Mit der Verschiebung des Fokus verändert sich die Form der Kritik. Jetzt werden die begrifflichen systematischen Grundlagen der Disziplin auf ihre Legitimität hin befragt. Die geschlechtssensible *Kritik in der Pädagogik* wird zu einer *an der Pädagogik*.

Selbstkritik – die sensible Prüfung des eigenen Denkens auf vernachlässigte, vergessene und an den Rand gedrängte Aspekte ist ein Merkmal der Gender-Diskurse. Gender wird in der bundesrepublikanischen Geschlechterforschung von Beginn an als streitbare, aber auch umstrittene Kategorie behandelt. Mit dem Verweis auf umkämpfte Bedeutungen führen so etwa Regine Gildemeister und Angelika Wetterer den Begriff als nachträgliche Aneignung einer Kategorie ein, die sich im US-amerikanischen Feminismus bzw. in der Geschlechterkritik bereits etabliert hat (vgl. Gildemeister/Wetterer 1992). Als wissenschaftsgeschichtlichen Referenzpunkt wählen die Autorinnen eine dort ab dem Ende der 80er Jahre geführte Auseinandersetzung um die richtige Bestimmung der Naturdimension in der Verhältnisbestimmung von Sex und Gender (Delphy 1993). Die Auseinandersetzung selbst wird dabei weniger als Streit zwischen zwei Positionen, sondern eher als Abschaffung der einen durch die andere dargestellt. Am Ausgang des Disputes siegt ein reflexives und konstruktivistisch sensibilisiertes Verständnis von Sex und Gender. Das Festhalten an der Idee einer von gesellschaftlichen Deutungsmustern unberührten Naturgrundlage von Geschlecht und Geschlechterverhältnis erscheint als rückständig, naiv oder, im schlimmsten Fall, als Legitimation gesellschaftlicher Hierarchien. Dieses Verständnis bildet den Ausgangspunkt der hiesigen Gender-Diskurse. In einer besonderen Wei-

se weitergeführt wurde es im Zusammenhang mit den Arbeiten Judith Butlers. Diese haben maßgeblich den Boom des Gender-Begriffs in der BRD mitbestimmt. Die Konsequenz, mit der hier essentialistisches Denken noch in der Kritik identifiziert wird, hat den deutschen Feminismus merklich irritiert und zum Überdenken lieb gewordener Haltungen herausgefordert. Butler wurde hierzulande höchst unterschiedlich zitiert und kritisiert. Ein spezifisch deutscher Umgang ist jedoch sogar internationalen Beobachterinnen aufgefallen (vgl. Butler 1994a). Nicht zuletzt die Übersetzung der Begriffe Sex und Gender in „biologisches Geschlecht“ und „soziales Geschlecht“ hat dazu geführt, dass Butlers Arbeit primär als Auseinandersetzung um die Bedeutung des Biologischen (Sex) für die Geschlechtsidentität (Gender) gelesen wurde, eine Interpretation, die die Autorin selbst überrascht hat (vgl. Butler 1995, 9). Die biologismuskritische Dimension ihrer Arbeit ist somit tendenziell in den Vordergrund gerückt und hat andere Formen der Essentialismuskritik an den Rand gedrängt. Indem Biologismuskritik implizit oder explizit zum Inbegriff antiessentialistischer Gender-Kritik erklärt wurde, hat sie sich als hegemoniales Erzählmuster durchgesetzt. Erzählmuster lenken das forschersische Interesse, sie geben vor, was, wie und mit welcher Intensität gefragt wird. Einiges wird hell ausgeleuchtet, anderes bleibt unbemerkt im Schatten. Das *Erzählmuster der Biologismuskritik* wirkt sich in pädagogischen Gender-Diskursen in der Darstellung von Diskussionsverläufen, der Markierung von Forschungsfeldern und der Formulierung von Forschungsergebnissen aus. Die berechtigte Auseinandersetzung um den Geschlechtskörper hat die Sensibilität für andere Formen der Essentialisierung von Differenz erlahmen lassen.

Biologismuskritik ist nicht für alle im gleichen Maße relevant. Als Grundlage der Zwei-Geschlechter-Ordnung hat der biologische Determinismus faktisch längst an Relevanz verloren. Intersexualität, Transsexualismus, Homo- und Bisexualität stehen im Zusammenhang mit grundlegenden Transformationsprozessen, die neben neuen Freiheiten auch Zwänge in neuer Gestalt hervorbringen. Traditionelle Verbindungen von sexueller, reproduktiver und geschlechtlicher Sphäre sind ab dem Beginn des letzten Jahrhunderts zunehmend dissoziiert. Bürgerliche Familienformen werden von Prozessen der Deregulierung ergriffen, sexuelle Beziehungen diversifizieren sich, aus sexologischen Entitäten wie „Homosexualität“ und „Sadomasochismus“ sind Lebensformen geworden (vgl. Sigusch 2005). Das biologistische Geschlechtermodell ist damit nicht überwunden. Biologismuskritik behält ihre Berechtigung, weil im Rahmen von Deregulierungs-, Diversifikations- und Fragmentierungsprozessen traditionelle Begründungen von Geschlecht modifiziert

und gebrochen werden und in neuer Gestalt wieder auftauchen. Intersexuelle, Transsexuelle, Homosexuelle und Bisexuelle sind Geschlechtergrenzgänger, sie leben an den Rändern einer Ordnung, die häufig biologistisch, aber immer heteronormativ begründet ist. Mit dem Begriff der *Heteronormativitätskritik* ist ein Zugang bezeichnet, der die unterschiedlichen Formen der Normalisierung im Zusammenhang mit dem Geschlechtskörper, der Geschlechtsidentität und der Sexualität in ihren Besonderheiten und Wechselbeziehungen in den Blick nehmen will. Heteronormativitätskritische Perspektiven spielen in der pädagogischen Geschlechterforschung in den letzten Jahren vermehrt eine Rolle (vgl. Hartmann 2004). In diesem Zusammenhang sind auch geschlechtliche/sexuelle GrenzgängerInnen in den Fokus der Aufmerksamkeit gerückt – jedoch nur einige, und diese auch nur in besonderer Weise. Ein *Crescendo der pädagogischen Aufmerksamkeit* hat sich etabliert.¹ Von Phänomenen ausgehend, die sich, wie etwa die Homosexualität, primär als sexuelle präsentieren, nimmt das pädagogische Interesse in Richtung Gender und Sex ab. Transsexuelle, die sich mit der Diskrepanz von Geschlechtskörper und geschlechtlichem Selbstverständnis auseinanderzusetzen haben, und Intersexuelle, deren uneindeutiger Geschlechtskörper einer biologistisch begründeten Differenz der Geschlechter widerspricht, sind die *vergessenen Subjekte* der pädagogischen Gender-Diskurse. Daraus jedoch die Forderung nach ihrer Berücksichtigung als besondere Zielgruppe abzuleiten, ist wiederum problematisch. Sowohl der Einschluss von Trans- und Intersexuellen als durch die Pädagogik in besonderer Weise zu berücksichtigende als auch ihr Ausschluss aus der Pädagogik ist aus einer normalisierungskritischen Perspektive unzureichend. Der Anspruch, gegenüber unterschiedlichen Formen falscher Universalisierungen sensibel zu sein, wie er unter anderem im Zusammenhang mit der Kritik der feministischen Pädagogik an der heimlichen männlichen Markierung des Allgemeinen formuliert wurde, ist als Maßstab der Kritik aufrechtzuerhalten. Aufmerksamkeit muss aber auch den Dichotomisierungen entgegengebracht werden, die sich immer dann einstellen, wenn die Frage nach dem Allgemeinen im Besonderen nicht gestellt wird (Hartmann 2002, 190). Die Sichtbarmachung der allgemeinen Relevanz des geschlechtlichen/sexuellen Grenzgängertums und die bleibende Beunruhigung gegenüber vermeintlich gelungener Integration treiben eine Reflexionsform an, die sich gegen das Vergessen bestimmter Subjekte durch die Pädagogik richtet.

1 Unter einem Crescendo bezeichnet man in der Musik das Ansteigen der Lautstärke der Töne.

Die hegemoniale Bedeutung, die der Biologismuskritik in pädagogischen Gender-Diskursen zukommt, steht nicht nur mit dem Vergessen trans- und intersexueller Subjekte in Zusammenhang. Sie befördert darüber hinaus auch das *Vergessen der Geschichte des Gender-Begriffs* durch die Pädagogik. Materialiter sind dieser und die klinische Kategorie des Transsexualismus auf Engste miteinander verbunden, ein Umstand, der bislang von der deutschen Geschlechterforschung insgesamt kaum systematisch erfasst wurde (vgl. Sigusch 2005, 136). Als Begriff für die psychosoziale Dimension von Geschlecht, die nicht unmittelbar aus dem Geschlechtskörper abgeleitet werden kann, wurde er zunächst im Rahmen der Intersexuellenforschung der 1950er Jahre erfunden, gewann seine Bedeutung aber vor allem in der Transsexuellenforschung und -therapie, die sich ab dem Ende dieses Jahrzehnts entwickelte. Mit dem Verweis auf eine so genannte „Core Gender Identity“, das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer der beiden Genusgruppen, das, wenn es sich im psychosozialen Entwicklungsprozess einmal etabliert hat, nicht mehr verändert werden kann, legitimiert sich die Praxis des medizinischen Geschlechtswechsels. Intakte Körper werden durch eine ganze Reihe chirurgischer und hormoneller Eingriffe in Gestalt und Funktion dem Geschlecht der Core Gender Identity angepasst. In der Behandlungspraxis der BRD führt dieses Verfahren zur vollständigen Rechtsstellung im Wunschgeschlecht.² Die Behauptung des/der Transsexuellen, sich nicht mit dem Geschlechtskörper identifizieren zu können – wie im biologischen Determinismus vorgesehen – und anstelle dessen im Selbsterleben das andere Geschlecht zu sein, aktiviert einen medizinischen, psychologischen und juristischen Apparat, der die Glaubhaftigkeit der Selbstaussage zu bestätigen hat (Sigusch 1992, 120). In diesem komplexen Feld aus Diskursen, Institutionen und Praktiken der Bestimmung und Gestaltung von Geschlecht erscheint Gender als in sich widersprüchliche Kategorie, die in unterschiedlichen Gestalten auftritt:

Sie steht für die *Entpathologisierung des Transsexualismus*, begründet aber zugleich die *Entdramatisierung der heteronormativitätskritischen Dimension* der transsexuellen Subjektivität. Statt die biologistische Fundierung der heteronormativen Ordnung zum Skandal zu machen, wird der Transsexualismus mit Gender auf das Maß einer behandelbaren Identitätsstörung reduziert.

Des Weiteren taucht Gender als Kampfbegriff in *Auseinandersetzungen um Minderheitenrechte* auf und steht gleichzeitig ursächlich mit der *Abhängigkeit der Transsexuellen von der medizinischen Profession*

2 Die so genannte „Große Lösung“ gemäß Transsexuellengesetz (TSG; Gesetz zur Änderung der Vornamen und Feststellung der Geschlechtszugehörigkeit in besonderen Fällen) in der Fassung vom 10.09.1980.

in Zusammenhang (vgl. Becker 2004, 154; Sigusch 1996, 36). Als „transitorische Minderheit“ sind die Transsexuellen eine „Sonderbarkeit, die die Soziologie bisher nicht kennt [...]“ (Sigusch 1996, 110).

Auch besteht ein Widerspruch darin, dass der Verweis auf eine eindeutige Geschlechtsidentität *Verwandtschaften zwischen Transsexuellen und Nicht-Transsexuellen* herausstellt, indem es beide im Zwang vereint, einem der beiden Geschlechter zuzugehören. Gleichzeitig gilt nur der *Transsexualismus als unter Umständen therapiebedürftige „Geschlechtsidentitätsstörung“*.³

In sich widersprüchlich ist Gender, weil mit dem Begriff die *Idee eines jenseits von Vermittlungsprozessen verorteten „wahren Geschlechts“* genauso artikuliert wird, wie die *medizintechnologisch vermittelte Herstellung eines „besten Geschlechts“*. Gender ist im technologisch vermittelten Subjektwerdungsprozess des/der Transsexuellen gleichzeitig Ausgangspunkt und Ziel.

In einer bestimmten Fassung dient der Begriff der Geschlechtsidentität in der Psychotherapie dazu, *den transsexuellen PatientInnen die Fähigkeit zur Reflexion ihrer Lebenssituation abzusprechen*. Ein im Rahmen selbstkritischer Revisionen der eigenen Begriffe und Konzepte entwickelter Zugang zur transsexuellen Identität macht es PsychotherapeutInnen möglich, *PatientInnen wahrzunehmen, die – sich dem Identitätszwang widersetzend – verstehen wollen, warum sie auf ihr Selbsterleben nicht mehr verzichten können* (vgl. Preuss 1999, 304).

Mit der allgemeinen Figur des Widerspruchs korrespondiert Gender, weil *das Gefühl, konstant und kohärent einem der beiden Geschlechter anzugehören, die Subjekte der heteronormativen Ordnung normalisiert und gleichzeitig, gerade in seiner Funktion als „Moment der Autorität“ die Bedingung der Kritik an ihr ist* (vgl. Adorno 1971, 140).

Die verschiedenen Bedeutungen von Gender in der Geschichte der Transsexualismuskurse auf ihre Geltungsbedingungen und Geltungsgrenzen hin zu thematisieren, ist das Ziel der vorliegenden Arbeit. Sie leistet damit einen Beitrag zu einer geschlechtskritischen Pädagogik, die sich dem Anspruch der Selbstkritik verpflichtet hat. Pädagogische Gender-Diskurse haben den eigenen Ort der Rezeption zu klären. Genesis und Geltung der verwendeten Begriffe sind transparent zu machen (vgl. Knapp 1998, 64). Dem Vergessen von Subjektformen und der vor-feministischen Geschichte von Gender ist durch einen Erinnerungsprozess entgegenzuwirken, der,

3 Vgl. die Internationale Klassifikation Psychischer Störungen (ICD-10) der Weltgesundheitsorganisation (1991) und das Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders (DSM II) der American Psychiatric Association (1984).

von den aktuellen Auseinandersetzungen um Gender in der Pädagogik ausgehend, einen projektiv-rekonstruierenden Zugang zu früheren Begriffsverwendungen entwickelt. In den Vordergrund rückt, dass Gender nicht nur die Konstruiertheit von Geschlecht ausdrückt, sondern zugleich eine historisch spezifische Geschlechterkonstruktion ist. Die heteronormative Ordnung artikuliert sich mit und im Gender-Begriff. Die pädagogische Geschlechterforschung hat diese Perspektive, in der der Begriff selbst zum Gegenstand der Kritik wird, bereits aufgenommen. In der Aneignung der Auseinandersetzung um die Verhältnisbestimmung von Sex und Gender, aber auch in der aktuell diskutierten Kritik an so genannten Doing-Gender-Ansätzen, wird der *Gebrauch von Gender* thematisch (vgl. Rendtorff/Moser 2004; Bönold 2003; Soiland 2004). Diese Fragerichtung nimmt meine Arbeit auf und entwickelt sie mit Blick auf die vor-feministische Geschichte von Gender weiter. Für die Pädagogik wird damit fruchtbar gemacht, was Bernice Hausman als Perspektive vorschlägt: „[...] an investigation of the transsexual phenomenon [...] leads us to analyze the production of the concept of gender in Western culture“ (Hausman 1995, 11). Die aus der Rekonstruktion der Genesis und Geltung früherer Begriffsformationen gewonnenen Erkenntnisse regen einen Verständigungsprozess an, der in die aktuellen Diskussionen um Gender in der Pädagogik zurückwirkt. Die Sichtbarmachung der Geschichte von Gender in den Transsexualismuskursen ist eine besondere Form des Einspruches gegen das Vergessen der Transsexuellen durch die Pädagogik und gegen die vereinseitigenden Tendenzen von Erzählmustern in der Pädagogik. Die Kritik am Ausschluss der Transsexuellen wird in die Sichtbarmachung ihrer latenten Anwesenheit gewendet. *Transsexualismus erscheint als Schattendiskurs pädagogischer Gender-Kritik.*

Spurensuche

Der Widerspruchsgedanke, wie er die Kritische Pädagogik im Anschluss an Heydorn und Koneffke begründet, bildet den Hintergrund der historisch systematischen Rekonstruktionen. Die Geschichte von Gender in den Transsexuellendiskursen wird als Widerspruch von Integration und Subversion entfaltet (Koneffke 1969). Dabei können die integrativen, die heteronormative Ordnung erhaltenden Verwendungen von Gender von den subversiven nicht ordentlich getrennt werden. Das Konzept des Widerspruchs wendet sich gegen das Denken in Dichotomien. Hervorgehoben wird, dass Unterscheidung nicht strikte Trennung, sondern immer auch die Aufbewahrung der Momente des Anderen bedeutet (Becker-Schmidt 1998, 90). Integration und Subversion werden als *in sich*

widersprüchlich gedacht. Im Durchgang durch die Prozesse der Unterwerfung sind so Möglichkeiten von Freisetzung identifizierbar, ohne dabei eine selbstsicher aufklärerische Programmatik der Befreiung zu verfolgen. Zu zeigen ist, dass Gender zuallererst zur Sicherung der Zwei-Geschlechter-Ordnung dient, als Integrations-Konzept aber von Beginn an in sich gebrochen ist. Der Begriff des *Neo-Essentialismus* drückt die Dialektik von Gender aus. Er ist an den Begriff „Neo-Sexualitäten“ des kritischen Sexualwissenschaftlers Volkmar Sigusch angelehnt und bezieht sich auf die Norm, konstant und kohärent einem der zwei Geschlechter selbst dann zugehören zu müssen, wenn sich diese Zugehörigkeit nicht aus dem biologischen Geschlecht ableiten lässt (vgl. Sigusch 2005). Dieser Norm sind alle Subjekte der Zwei-Geschlechter-Ordnung, transsexuelle wie nicht-transsexuelle, gleichermaßen unterworfen. Meine Arbeit betont die Widersprüchlichkeit der Transformationsprozesse heteronormativer Ordnung, innerhalb derer die Norm konstanter und kohärenter Eingeschlechtlichkeit auftritt. Durch die Thematisierung der mit ihr verbundenen Prozesse des Verwerfens, des An-den-Rand-Drängens und Ausschließens erfolgt ein Perspektivwechsel auf das Nichtverfügbare im Gender-Begriff. Ein nicht-klinisches Verständnis der Melancholie bildet die Interpretationsfolie für eine bildungstheoretische Auseinandersetzung mit dem Verlust der Möglichkeit des anderen Geschlechts. Eine Kritik melancholischer Eingeschlechtlichkeit wird entwickelt, die den Blick für die *Differenz von Unverfügbarkeit und Verfügung* schärft. Das kritische Potential von Gender wird nicht aufgegeben, sondern die verschiedenen Gestalten des Begriffs werden in historisch spezifischen Auseinandersetzungen um Integration und Subversion identifiziert. Selbst- und Weltverständnisse artikulieren sich in Auseinandersetzung mit dem Konzept der Geschlechtsidentität. Als Gegenstand und Movens von Subjektivierungsprozessen ist Gender bildungstheoretisch relevant. Die doppelte Bedeutung von Subjekt als Unterworfenes und Entwerfendes ist im Hinblick auf das Konzept konstanter und kohärenter Eingeschlechtlichkeit in einem Bildungsbegriff neu auszuformulieren, der im Sinn der Kritischen Theorie Bildung als Reflexion der Verhinderung von Bildung fasst.

Die Verortung meiner Arbeit im Feld Kritischer Theoriebildung respektive Kritischer Bildungstheorie zeigt sich auch in methodologischer Hinsicht. Der Zugang zu den Gegenständen erfolgt unter besonderer Berücksichtigung des gesellschaftspolitischen Kontextes, in dem sie stehen. Sachexplikationen zur Geschichte von Gender sind in dieser Perspektive immer auch Explikationen von Macht- und Herrschaftsverhältnissen. Die Rekonstruktion der Genese von Gender erfolgt als die der

Geltungsansprüche, die sich mit dem Begriff verbinden und durch ihn artikuliert werden. Gleichzeitig werden Modifikationen von Geltungen in ihren bedeutungsgenerierenden Wirkungen beschrieben. Die Verstrickungen von Diskursen, Institutionen und Praktiken machen die Rekonstruktion der Geschichte des Gender-Begriffs zu einer wissenschaftsgeschichtlichen Aufgabe.

In dem Versuch, Verworfenes, Ausgegrenztes und Marginalisiertes in der Geschichte des Gender-Begriffs sichtbar zu machen, sind normative, präskriptive und deskriptive Dimensionen wissenschaftlichen Arbeitens miteinander verwoben. Besondere Aufmerksamkeit gilt den eigenen Normativitäten, wie sie in der Darstellung hergestellt und ausgedrückt werden. Nicht im Sinne eines einmaligen Akts, sondern als fortlaufender Prozess wird die eigene Problementwicklung reflexiv objektiviert, kommentiert und korrigiert. Der Anspruch der Mündigkeit, der, um sich nicht in der Illusion geglückter Selbstfindung zu erschöpfen, nur als Entgegenstellung gegen die etablierte Entmündigung auch im eigenen Denken legitimierbar ist, leitet meine Forschungen an. Aus diesem Grund hält die Arbeit eine gewisse Distanz zum Poststrukturalismus, auch wenn dessen Theorien und Konzepte, besonders Michel Foucaults Arbeit zum Sexualitätsdispositiv, aufgegriffen werden. Sein Verständnis einer aktivierenden und regulierenden Macht, die die Produktion von Wissen in ihren Dienst stellt und sich damit als Diskursivierungsregime konstituiert, hat neue Perspektiven eröffnet (vgl. Messerschmidt 2003, 18).⁴ Sie werden in meiner Arbeit produktiv gemacht.⁵ Als Analytik der Macht ist der foucaultsche Poststrukturalismus jedoch auf den Nachvollzug des Funktionierens von Ordnungssystemen unter besonderer Berücksichtigung von Ein- und Ausschließungsprozessen

4 Auch die Tatsache, dass sich Foucault mit dem Thema der Sexualität in einer Intensität beschäftigt, der die Kritische Theorie bislang kaum etwas entgegenzusetzen hat, macht ihn zu einem unverzichtbaren Referenzpunkt meiner Arbeit.

5 Dazu gehört auch, dass in der Arbeit sowohl der Begriff der Macht als auch der der Herrschaft gebraucht wird, meistens sogar nebeneinander, denn sie bringen verschiedene Dimensionen derselben Sache zum Ausdruck. Während Herrschaft deutlicher die Formen der Verhinderung, Unterbindung, Unterdrückung oder sogar Auslöschung thematisiert, drückt Macht die Hervorbringung, Anreizung und Produktivmachung aus. Als Schema will ich diese Differenzierung aber nicht verstanden wissen. So ist der Herrschaftsbegriff, den die Kritische Theorie verwendet, mit der Kritik an der Repressionstheorie von Foucault nicht ausreichend erfasst. Die Kritische Theorie versteht die bürgerliche Herrschaft ausdrücklich als konstitutive und macht das gerade in ihren Bezügen zur Psychoanalyse deutlich. Vgl. zur feministischen Diskussion um Macht und Herrschaft Knapp 1995, 287ff.

beschränkt. Die aus der Sicht Kritischer Theorie entscheidende Frage nach „Privilegierung und Entprivilegierung taucht [...] in dem Foucault’schen Machtkonzept nur sporadisch auf und hat keine systematische Bedeutung“ (dies. 2007, 50). Foucault beschreibt Machtprozesse „ohne einen theoretischen Begriff von Gesellschaft“ zu haben (Sigusch 2005, 184; vgl. Pongratz 2002).

Das Verfahren der Gegenstandsbearbeitung ist daher sowohl explorativ-spekulativ als auch architektonisch darlegend. Die Selbstbeobachtung erfüllt die Funktion, sichtbar zu machen, was die Forschung ermöglicht. Der Eigenheit der Materialien kommt eine systematisch-theoretische Bedeutung zu, die spekulativ erschlossen und im Explorationsprozess immer wieder überprüft und modifiziert wird. Insofern die Auseinandersetzungen um Gender in den medizinischen, sexualwissenschaftlichen und psychologischen Transsexualismuskonzepten das Material der Untersuchung sind, verfolgt die Arbeit nicht das Ziel einer Geschichte des Transsexualismus. Konzepte, Entwicklungen und Revisionen werden unter Gesichtspunkten exponiert, die den Gender-Begriff und dessen pädagogische Besetzungen unter Kritik stellen und ihn reorganisieren mit dem Ziel einer Sensibilisierung für vielfältige Identitätspraktiken und geschlechtliche Lebensweisen. Die Rekonstruktion der Transformationsprozesse heteronormativer Ordnung, die Sichtbarmachung ihrer Komplexität und Widersprüchlichkeit, arbeitet einer Phänomenologie des Selbstwiderspruchs von Gender zu. Im wechselseitigen Prozess von Ideengenerierung und Materialorganisation wird der Gegenstand der Untersuchung neu geordnet. So begründet sich das abschließende Votum für einen bildungstheoretisch qualifizierten Gebrauch des Gender-Begriffs.

Wegmarken

Das erste Kapitel „Gender als Gravitationszentrum pädagogischer Geschlechterdiskurse“ rekonstruiert den Stand pädagogischer Gender-Forschung und identifiziert die Kritik an der Gleichsetzung von Geschlecht mit Natur als gemeinsames Moment theoretisch, empirisch und methodisch differenter Ansätze. Indem pädagogische Gender-Diskurse die Naturhaftigkeit von Geschlecht und Geschlechterverhältnis nicht als Faktum, sondern als Erscheinung begreifen, werden diese als Ergebnis gesellschaftlichen Handelns thematisiert. Die Differenz zum „bloß so Seienden“ macht Gender in einem genuinen Sinn zu einer kritischen Kategorie („Gender als kritische Kategorie“). In selbstkritischer Gestalt taucht Gender in der aktuellen Forschungslandschaft vor allem in zwei Diskussionszusammenhängen auf. Sie werden in „Streit um Gender“

dargestellt und in ihren wirkungsgeschichtlichen Konsequenzen eingeschätzt. Während die erste Auseinandersetzungsform dazu führt, dass sich in den deutschsprachigen Gender-Diskursen der BRD die Biologismuskritik als hegemoniales Erzählmuster durchsetzt („Gender als Biologismuskritik“), fokussiert der zweite Streit das Problem, dass ein bestimmter – in den so genannten Doing-Gender-Ansätzen üblicher – Gebrauch von Gender deutliche Tendenzen zur Affirmation der bestehenden Ordnung aufweist („Gender als Affirmation der Zweigeschlechter-Ordnung“).

Die Analyse der in der Kritik an den Doing-Gender-Ansätzen vorgenommenen Schwerpunktsetzung macht Auslassungen und blinde Flecken deutlich, die mit Hilfe des Konzepts der Heteronormativität und unter Bezug auf den Dispositivbegriff Foucaults interpretiert werden („Heteronormative Pädagogik“). Es zeigt sich, dass pädagogische Gender-Forschung Heteronormativitätskritik tendenziell nur in einer formalistisch verkürzten Version zur Kenntnis nimmt, die deren gesellschaftspolitische Dimension verkennt und nicht-biologistisch begründete Existenzweisen nicht zur Kenntnis nimmt. Das Kapitel „Vergessene Subjekte“ zeichnet deshalb die Geschichte von Queer-Theorie und -Politik in den Auseinandersetzungen des Geschlechter-/Sexualaktivismus in den USA nach und markiert Heteronormativitätskritik damit als Frage nach dem gesellschaftlichen Umgang mit sexuellen und geschlechtlichen Minderheiten. Als Crescendo der Aufmerksamkeit wird die Art der Berücksichtigung der Lebensbedingungen und Lebensperspektiven von Geschlechtergrenzgängern durch die Pädagogik beschrieben. Sie macht Transsexuelle und Intersexuelle zu den vergessenen Subjekten der Pädagogik, leistet damit der Tendenz zur falschen Universalisierung Vorschub und konterkariert den Anspruch eines selbstreflexiven Umgangs mit dem Verhältnis von Allgemeinem und Besonderem in der Pädagogik.

Das Vergessen der transsexuellen und intersexuellen Subjekte durch die Pädagogik ist mit dem der vor-feministischen Geschichte von Gender in der Pädagogik verbunden. Das Kapitel „Vergessene Geschichte“ benennt diese Verbindung und formuliert das Anliegen, die Geschichte von Gender in den Transsexualismuskursen als Beitrag zur Selbstkritik pädagogischer Gender-Diskurse aufzuarbeiten. Mit Hilfe des Konzepts des Widerspruchs von Integration und Subversion von Heinz-Joachim Heydorn und Gernot Koneffke wird die zu bearbeitende Forschungsaufgabe als Herausarbeitung seiner historisch spezifischen Formen in der Geschichte des Begriffs präzisiert.

Mit dem zweiten Kapitel „Transformationsprozesse heteronormativer Ordnung. Bedingungen der Entstehung von Gender“ beginnt der Materialteil der Arbeit. Durch die Rekonstruktion und Interpretation der historischen Diskurse und Praktiken, die den Gender-Begriff möglich und notwendig gemacht haben, wird dieser als Ausdruck und Movens von Transformationsprozessen der Zwei-Geschlechter-Ordnung sichtbar. Ausgangspunkt sind die Auseinandersetzungen um die Bedeutung des Geschlechtswechsels, wie sie ab der Mitte der 50er Jahre des letzten Jahrhunderts sowohl in der wissenschaftlichen Fachwelt als auch in der breiten Öffentlichkeit geführt werden. Die Geschichte der Christine Jorgensen, ein intensiv diskutierter Fall von Geschlechtswechsel, bildet den exemplarischen Ausgangspunkt für die Rekonstruktion der Geschichte von Gender in den Diskursen der Trans- und Intersexualität („Die Jorgensen-Story“). Dabei zeigt sich, dass die bis dahin weithin ungebrochen gültige biologistische Lesart des Geschlechts zunehmend an Relevanz verliert. Wird der seelische Zustand von Christine Jorgensen zunächst noch durch den Verweis auf eine intersexuelle Physiologie begründet („Ursachensuche“), eröffnen sich im weiteren Verlauf der Geschichte neue Interpretationsmöglichkeiten. Sie bringen bis dato gültige sexualwissenschaftliche und lebensweltliche Kategorien ins Schwanken („Bestimmungsversuche“) und sind mit gesellschaftlichen Inklusions- und Exklusionsprozessen, Hierarchisierungen und Marginalisierungen des Geschlechtswechsels verbunden, die sich entlang der Unterscheidung von „Sexualproblemen“ und „Identitätsproblemen“ formieren („Brüchige Fundamente“). Zunächst vor allem im Zusammenhang mit der kulturindustriellen Popularisierung des Falles Jorgensen entsteht eine neue Gemeinschaft, die sich durch den Wunsch nach dem medizinischen Geschlechtswechsel definiert. Sie wird in der Folgezeit zum Gegenstand sexualwissenschaftlicher, psychologischer und medizinischer Debatten. Im Wechselspiel von Fallsammlung und diagnostischer Kategorienbildung entsteht eine neue klinische Kategorie: Der Transsexualismus („Die wissenschaftliche Konstruktion der Transsexualität“). In diesem Kontext gewinnt auch der Gender-Begriff als sexualwissenschaftliche Kategorie an Bedeutung. Raffiniert doppelbödig bricht er einerseits mit der biologistischen Lesart von Geschlecht, indem er Geschlechtsidentität und Geschlechtskörper begrifflich-systematisch entkoppelt, andererseits werden mit ihm tradierte Lesarten des Geschlechts im Rahmen eines psychologischen Essentialismus fortgeführt. Anhand der Auseinandersetzung zwischen Harry Benjamin und Christian Hamburger, zwei Pionieren der Transsexualismusforschung, die sich immer auch als Fürsprecher einer unterdrückten Minderheit verstanden, und einer Gruppe von Forschern, die den Transsexualismus unter psychopa-

thologischen Gesichtspunkten interpretierten, werden erste Anzeichen für die Entstehung des Gender-Begriffs herausgearbeitet („Streitlinien: Kakophone Körper und kranke Seelen“): Es manifestiert sich die Möglichkeit der Umkehrung der Kohärenzbeziehung von Geschlechtskörper und Geschlechtsidentität. Seitdem spiegelt die Geschlechtsidentität nicht mehr in allen Fällen das biologische Geschlecht wider. Der Intersexuellenforscher John Money ist der erste, der diesem Gedanken eine systematische Rolle zuweist. Er interpretiert damit die an seinen PatientInnen beobachtete Diskontinuität von geschlechtlichem Selbstverständnis und Geschlechtskörper und entwickelt ein multivariantes Modell der Geschlechtsentwicklung, das die Grenzen zwischen biologischen und sozialen Einflüssen überschreitet. Gender erscheint hier als einer von vielen Faktoren der Geschlechtsentwicklung („Zwischenspiel: John Moneys sozio-morphologischer Determinismus“).

John Moneys erste Lesart des Gender-Begriffs ist nur ein Zwischenspiel, es wird bald von einem anderen Verständnis abgelöst (drittes Kapitel „Gender als Normalisierung“). „Der Fall Joan/John“ markiert den historischen Einsatzpunkt von Gender als dominante Normalisierungskategorie. In der Geschichte des aufgezwungenen Geschlechtswechsels eines genitalamputierten Jungen entwickelt sich Gender zum Leitbegriff der Erforschungen der Geschlechtsentwicklung. Mit einem radikalen Prägnanzansatz verschafft sich John Money, der die Behandlung des Kindes anleitet, nationale und internationale Reputation. Gender wird über die Klinikmauern hinaus bekannt. Die Ordnung der Geschlechter, die im Fall „Joan/John“ im Angesicht eines verbrannten Penis wiederhergestellt werden soll, ist an der Idee des „besten Geschlechts“ orientiert. („Gemachte Ordnung“ und „Die Behandlung“). Der Begriff der Gender Role drückt die entscheidende Rolle aus, die gesellschaftliche Normalitätsstandards bei der Geschlechtsbestimmung einnehmen. Genau diese Transparenz besiegelt aber auch das Scheitern dieses Begriffs in den Diskursen des Geschlechtswechsels. Gender Role bringt das Thema der Machbarkeit des Geschlechts auf eine Weise mit sich, die die Kritik provoziert („Gender Role“).

Anstelle dessen entwickelt sich der Begriff der Core Gender Identity des Psychoanalytikers Robert Stoller zum Kulminationspunkt der Debatte. Mit ihm gelingt es, Geschlechtsidentität als Ergebnis gesellschaftlich initiierten Entwicklungsprozesse zu begreifen; die Komplexität der Identitätsbestimmung bleibt jedoch theoretisch unterbestimmt. Die Gemachtheit des Geschlechts wird nämlich in der Art und Weise der Thematisierung dethematisiert. In der Konsequenz erscheint die „Core Gender Identity“ als nur noch deskriptiv zu erfassende Tatsache. Die Idee des „wahren Geschlechts“, die vormalig mit dem biologischen Determi-

nismus verbunden war, erlebt nun eine Renaissance. Dieser Gender-Begriff übernimmt in der Folgezeit nicht nur eine tragende Funktion in den Diskursen des medizinischen Geschlechtswechsels, sondern gewinnt systematische Bedeutung im Rahmen einer allgemeinen Theorie der Geschlechtsentwicklung. Mithilfe von Gender können sich als transsexuell verstehende Menschen nicht nur Zugang zu Behandlungsprogrammen erhalten, sondern darüber hinaus auch ihre Zugehörigkeit zur heteronormativen Ordnung sichern. Gleichzeitig werden neue Grenzen zwischen Transsexuellen, Nicht-Transsexuellen, Homosexuellen und Perversen aufgerichtet („Gender im Spannungsfeld von Allgemeinem und Besonderem“). Im Verlauf dieses Prozesses wird der Begriff mehrfach bestimmt („Gender im Typisierungsprozess des Transsexuellen“): Ein funktionalistisches Sexualitätsverständnis stabilisiert die Bedeutung der Geschlechtsidentität als Normalisierungskategorie. Die Sexualität wird in den Dienst des Geschlechts gestellt („Die Sexualität der Geschlechtsidentität“). Gender erscheint gleichzeitig als Ausgangspunkt und als Ziel des medizinischen Geschlechtswechsels, ohne dass dieser Widerspruch thematisch werden würde. Das wirkt sich auch auf das Verständnis des medizinischen Geschlechtswechsels als Technik, d.h. eben nicht als Technologie, aus („Gender als Technologie“). In das diagnostisch-indikatorische Instrumentarium der Psychologie findet eine Lesart von Gender Eingang, die transsexuelle Subjektivität auf den Aspekt der Identität mit sich selbst reduziert und damit den/die transsexuelle PatientIn entmündigt. Die selbstkritische Revision dieser Praxis ermöglicht neue Einsichten in die Verstrickungen der Psychotherapie mit den Geltungsansprüchen einer heteronormativen Gesellschaft. Gleichzeitig weist die Analyse der subjektkonstituierenden Wirkung dieser Ansprüche die identifizierende Unterwerfung unter die Norm der Zweigeschlechtlichkeit als Bedingung der Möglichkeit von Mündigkeit aus („Die Entmündigung des Subjekts“).

Das vierte Kapitel „Bildung als Kritik der Eingeschlechtlichkeit“ synthetisiert die gewonnenen Erkenntnisse, indem es sie für eine Reformulierung der Essentialismuskritik in der pädagogischen Gender-Forschung fruchtbar macht. Der erbrachte Nachweis, dass eine primär biologismuskritische Perspektive ungeeignet ist, die Bedeutung von Gender als Normalisierungskategorie zu erfassen, und die materiell gedeckte Sensibilisierung für die das Subjekt der heteronormativen Ordnung in seiner Widersprüchlichkeit konstituierende Wirkung von Gender münden in einen Begriff von Bildung als Kritik der Eingeschlechtlichkeit. Judith Butlers Überlegungen zum melancholischen Subjekt der heterosexuellen Matrix aufnehmend, wird das konstant und kohärent eingeschlechtlich identifizierte Subjekt als Ergebnis der Verwerfung der

Möglichkeit des anderen Geschlechts beschrieben. Dieser nicht eingestandene Verlust macht das eingeschlechtliche Subjekt zu einem melancholischen („Heteronormative Melancholie“). Die Frage nach einem kritisch-emanzipatorischen Umgang mit der melancholischen Eingeschlechtlichkeit beschäftigt das folgende Kapitel. Die kritische Rekonstruktion von Annedore Prengels Überlegungen zur Bedeutung der Trauerarbeit in der Pädagogik der Vielfalt zeigt, dass diese der subjekt-konstitutiven Bedeutung des Verlustes der Möglichkeit des anderen Geschlechts nicht gerecht werden, weil sie ihn letztlich zu überwinden suchen („Trauerarbeit als Verlustbewältigung“). Ein nicht an der Verfügbarmachung orientierter Umgang mit den Verlusten, die das Subjekt der heteronormativen Ordnung prägen, findet sich in Adornos Überlegungen zur Erfahrung veränderter Erfahrung. Sie werden in „Die Erfahrung veränderter Erfahrung“ dargelegt und in ihren Konsequenzen für ein kritisch-selbstreflexives Bildungsverständnis beschrieben. In der reflexiven Vergewisserung der eigenen sozialen Vermitteltheit und einer dem Objekt sich überlassenden Annäherung schafft das Subjekt die Bedingung der Fähigkeit, den Verlust des anderen Geschlechts zu erfahren, und widersetzt sich sowohl der Melancholie als auch der funktionalistischen Trauer. Aus der Einsicht, dass unter der gegenwärtigen Bedingung eines totalen Drucks, geschlechtlich zu sein (vgl. Sigusch 2005, 182), die Erfahrung der Möglichkeit des anderen Geschlechts nur als Reflexion der Verhinderungsmechanismen vorstellbar ist, werden im letzten Kapitel der Arbeit vier mögliche Gestalten eines bildungstheoretisch qualifizierten Umgangs mit Gender vorgestellt („Überlegungen zu einem bildungstheoretisch qualifizierten Umgang mit Gender“). Sie sind durch das gemeinsame Motiv „Wider die Indifferenz“ verbunden und – mit unterschiedlichen Ausrichtungen – als Engagement für differenzierte und differenzierende Haltungen gegenüber Gender zu verstehen. Im Angesicht von instrumentalisierenden und stereotypisierenden Bestimmungen von und mit Gender steht „Wider die Indifferenz“ für eine grundsätzlich nicht abschließbare Auseinandersetzung mit Geschlechtsidentitäten, für die das eingeschlechtlich markierte Subjekt selbst die Impulse gibt.